

Der Todte von Horror Island.

Roman von Harry Sheff.

(14. Fortsetzung.)

„Wir stehen ganz ausgezeichnet, Schwefelstein,“ lautete die Antwort Strobbach's. „Wir könnten gar nicht besser mit einander stehen — sogar Geschäfte machen wir beide zusammen.“

„Gefahr? — Was soll das heißen?“
„So erinnere Dich doch nur, Schwefelstein, daß Du es nicht, der mit meinen Freunden heute Nacht die Thüren dieser Wohnung öffnet, warst Du es nicht, die uns die Schlüssel zu dem Wandschrank gegeben, die uns überhaupt erst darauf aufmerksam gemacht hat, daß die braune Kiste gerade so wichtige Papiere enthalte — wer könnt' es sonst wissen?“

„Bist Du wahnsinnig, Mensch?“
„Nur ruhig, laß mich erst ausreden! Geh hin, Rothhäppchen, und hänge die ganze Geschichte an die große Glocke, hege uns die Polizei auf den Hals, schlage Lärm, gleich jetzt oder morgen, wann Du willst. Wir aber werden beweisen, daß Du mit uns unter einer Dede gesteckt hast, und zwar so beweisen, daß es jeder glauben soll. Na, und dann erzähle mir noch ein paar pittoresken Geschichten von einer jungen Dame, die das Haus bewachen soll und ganz heimlich in der Nacht zum Maskenball geht, in einem Kostüm, das ein gewisser alter Herr für sie besorgt und ihr durch einen Dienstherrn ins Haus geschickt hat — hui, das wird gewissen Leuten die Augen öffnen über das tugendhafte Süsschen, über das Musterkind!“

Susanne stand erstarrt, wie zum Marmorbild verwandelt da. Alles drehte sich um sie; sie fühlte mit Entsetzen, daß sie vor einem Abgrund der Unsicherheit stand, vor einer Höhle, in welche man sie erdarmungslos hinabstoßen wollte. Sie war unfähig, ein Wort zu erwidern.

Strobbach merkte, daß seine Drohungen auf fruchtbareren Boden gefallen waren. Er setzte seine Miene auf und schlug den Kragen seiner Jacke empor.

„Du bist doch sonst ein kluges Frauenzimmer, Susse,“ sagte er, sich zum Gehen wendend; „hu, als ob Du von der ganzen Geschichte nichts wüßtest. Sieh Dich um: hier sieht's wahrhaftig nicht aus, als wär' ungebetener Besuch dagewesen. Während Du das Gesagte und Dich nicht gerührt hast — Weiber sind auch gleich wie eine Feder umzupusten — haben wir hier alles in Ordnung gebracht. Nichts verzicht, was heute Nacht hier vorgegangen; auch die braune Kiste steht wieder im Wandschrank, der wie vorher verschlossen ist.“

„Die Papiere, die früher da drin gelegen haben,“ lächelte Strobbach höhnisch, „die sind freilich nicht mehr da — alle Zeitungen und Aktienbriefe haben wir hineingeworfen, damit auch die nötige Schwärze vorhanden sei; aber halt Du nur deinen Schnabel, Rothhäppchen, dann mag eine geraume Zeit vergehen, bis der Alte was merkt. Gute Nacht, und wie gesamt: mitgegangen — mitgegangen, das merkte Dir, Schwefelstein. Bringst Du uns hinter die schwebelnden Gardinen, dann sorgen wir dafür, daß Du auch ein stilles Plätzchen bekommst, wo es schmerzlich so lustig hergehen dürfte wie auf dem Maskenball, auf dem Du Dich heute Nacht so gut amüsiert hast. Ha, ha!“

Susanne hörte das rohe Lachen des Elenden, bis die Corridorthür hinter ihm ins Schloß gefallen war. Endlich war sie allein, und mit dem Bewußtsein, daß sie es war, daß sie endlich der unheimlichen Gesellschaft entsetzt sei, übernahm sie eine große körperliche Schwäche. Ihre Kniee zitterten, die Thränen traten ihr in die Augen, und sie sank am Fußende des Ruhebettes nieder; das Haupt betrug sie in das Polster, der jugendlichen Körper wand sich, vom bevorstehenden Schmerze geschüttelt.

„Ich bin verloren,“ stöhnte sie, verloren! — Ich werde den Verdacht nicht abwälzen können, daß ich dem Trüber die Thüren geöffnet, daß ich ihm Vorschub in seinem verbrecherischen Thun geleistet habe. — Und mein Besuch des Balles — Gauss wird mich verdämen, daß ich so pflichtwidrig gehandelt! Nein, nein — er darf es nicht erfahren. Ich muß schwiegen — schweigen und den Diebstahl verdeden, so laue es geht — und so — so werde ich nicht besser sein als — als — die Diebin selbst!“

Zimmer wieder auf's Neue strömten ihre Thränen, bis sie plötzlich aufsprang und das Mastelwand, welches sie noch trug, mit zitternden Händen abzulegen begann.

„Wie kurz das Glück doch wär!' dachte sie dabei; „kaum streift man die Hand nach ihm aus und glaubt es berührt zu haben, so ist es schon wieder entflohen. Ach, ich darf ihm nicht mehr wiedersehen, ich bin seiner nicht wert!“

Und sie zog sich, nachdem sie alles verborgen, was an ihren nächsten Ausgange erinnerte, in das angewiesene Schlafzimmer zurück.

In einer Nachtcafé der Friedrichstraße, wohl

diager Mensch verirrte, sahen der Hofrath und Hänschen in einem besondern kleinen Raum zusammen.

Ein kleiner Koffer, der unter dem Marmorisch stand, enthielt die Akten und Briefschaften, welche sich noch vor wenigen Stunden im Besitz des Justizrath's Gallus befunden hatten.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, Hänschen,“ sagte Schaller, ein Paket Bantnoten aus der Tasche ziehend; „hier ist der bedungene Preis; zählen Sie, ob die Summe stimmt.“

Der Reichthumsumfule ließ die blauen Scheine durch seine Finger gleiten. „Alles in Ordnung,“ sagte er und steckte das Geld ein; „hoffentlich giebt es bald wieder etwas zu thun; Sie sehen, daß Sie sich auf mich verlassen können.“

„Ich sehe, aber die Hauptsache ist, daß die Polizei nicht Eure Spur findet.“

„Ich denke, daß sie gar nicht suchen wird.“

„Unmöglich. Gallus wird Lärm schlagen.“

„Aber nicht so leicht; ich habe ein Plänzchen ausgeheckt, das uns vorläufig vor jeder Verfolgung sichert.“

„Um so besser für Sie, Hänschen. Nehmen Sie, nehmen Sie die Bantnoten, und begleiten Sie mich zu einer Droschke. Müßen wir durch das Café gehen?“

„Nein, gleich hier hinaus. Hinter jener bunten Portiere dort befindet sich eine Thür, die in den Hof führt. Kommen Sie.“

Eine halbe Stunde später sah Hofrath Schaller in seinem bequamen durchwärmten Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch brannte unter dem grünen Schirm die Gaslampe. Der Hofrath selbst war damit beschäftigt, den Inhalt des kleinen Koffers auszulerten und einer flüchtigen Aufzählung zu unterziehen. Altenstühle, Briefe, Decken, Fächer, Scheine aller Art, alles sich auf den felsigen Erbchaftsprügel beziehend, allichten ihm durch die Hände und wanderten auf den Schreibtisch.

Während dieses kleinen Selbstgesprächs hatte Schaller einen in englischer Sprache geschriebenen Brief hastig durchgelesen, und er zusammen, und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen. — Dann brachte er seinen Kopf und den Brief näher in den Lichtkreis der Lampe und las das Schreiben langsam, Wort für Wort überlegend, noch einmal.

„Nicht haben wir gewonnen,“ murmelte er; „das giebt allem eine Wendung, und ich denke, meinem Freunde Gauss dürfte sie nicht sehr ersprießlich werden! Nur schnell abhandelt — noch haben wir den Vorsprung.“

Während dieses kleinen Selbstgesprächs hatte Schaller sich einem kleinen japanischen Bambustischchen genähert, auf dessen Platte eine Flasche mit einiglen Gläschen stand. Er goß sich zweimal von dem alten, vorzellischen Cognac ein, und nachdem er sich so genügend ermüdet hatte, warf er den laum abgelegten Mantel um und verließ auf's Neue das Haus.

Nach dem Haupttelegraphenamtl! befahl er dem Aufseher der Nachdroschke, die er an der nächsten Ecke nahm und von der er sich nachher wieder nach seiner Wohnung zurückbringen ließ. In der Zwischenzeit hatte er folgenden Telegramm aufgegeben:

„Newport Company, London. Der gefährliche Concurrent, der dort die Preise verdirbt, heißt Thomas Thornborn, eigentlich Davis, aus New York. Wohnt gegenwärtig in London, 37 Ciculusstreet. Von hier ist Gauss gestern nach dort abgereist, will wahrscheinlich mit Thornborn gemeinsam Geschäfte machen. Weenden Sie Preisversteigerung unbedingt sofort auf jede Weise. Melde Näheres brieflich über Paris.“

Berliner Agent.

Und der elektrische Draht trug diese Nachricht über den Kanal, nach bevor Doktor Gauss auf seiner Reife nach London die Küste erreicht hatte.

17. Capitel.

Geheimrath Busch, der Ketter und Helfer so vieler Lebenden, der mit hellblühendem Geiste die Ursachen jeder Krankheit zu erkennen und mit verblühender Siderheit seine Diagenose zu stellen pflegte, um dann zielbewußt und meist auch erfolgreich gegen das quälende Leiden zu Felde zu ziehen, achnte nicht, was sein Weib, als es in jener Ballnacht an seiner Seite ruhete, litt und schweigend ertrug.

Während ihm ein tiefer, trübtiger Schlafumarm bescheidet war, befliessen mehrere Träume den ruhenden Geist umtaufelten, lag Beate mit weitgeöffneten überalglänzenden Augen auf ihrer weichen Lagerstatt, das Haupt auf die gestreckten Arme gebettet. Ihr Körper regte sich nicht, doch ihr Geist arbeitete um so fieberhafter.

Eine schlaflose Nacht! Die geängstigte Seele ist weit geöffnet, und ein wilder Geisterregen der Erinnerungen durchzittert sie. In fast allen Winkeln, über welche sonst Schleiher der Vergeßlichkeit abtreibt, regt es sich, und mit Schlangenleibern hebt es sich empor. Das Gewirre dunkler Stunden —

länglich wählte man es zertreten und zerfallen — triebt heran. Gestalten nahen, die seit Jahrzehnten das Gehege der Erinnerungen nicht mehr betreten, und sie alle, die düsteren Mahner, tragen ihr unfreundliches Gewand, und ihre Miene finst drohend, unüberwindlich. Vergeblich sucht man sie hinwegzuschleudern, umsonst ruft das arme, gequälte Herz die Lieberlebende, die tröstliche Logik, die lindrende Hoffnung zu Hilfe. Auch diese freundlichen Verbündeten vermögen nicht, dem Andrängen der finsternen Gewaltigen Halt zu gebieten — der nächste Spul bleibt bestehen, bis der hereinbrechende Morgen mit seiner Helle ihn scheucht und dem ermatteten Körper eine kurze Ruhe gewährt, in dem auch die gequälte Seele Erquickung findet.

Und nun gar Beate's schlaflose Nacht! Das arme Weib war durch des Hofrath's schliefendes Gift, das er ihr tropfenweise beigebracht, in einen martervollen Zustand verlegt worden; das furchtbare Geheimniß, welches sie in ihrer Brust versteinete mußte, das sie am allerwenigsten mit dem geliebten Mann, sonst ihrem treuesten Freund, und Vertrauten, theilen durfte, lähete wie ein Alp auf ihrer Seele und drohte ihr den Lebensodem wegzunehmen.

Schattenhaft glitt ihr ganzes vergangenes Leben an ihrem geistigen Auge vorüber. Wie nahe war sie dem völligen Ruin gewesen! Befonders damals, als man sie scheinbar geheilt aus dem Belleuehospial in New York entlassen hatte. Scheinbar geheilt! Denn der Scharbild des Arztes hatte doch nicht zu erkennen vermocht, daß ihrem Geiste eine Schwäche geblieben war, welche die wichtigsten Geschäfte und Vorgänge völlig vergetten ließ.

Mit der Absicht, ihr Kind aus jenem finsternen, unfreundlichen Hause der Eldridgestreet abzuholen, war sie von dem Arzte geheilt, doch schon vor der Thür des Hospitals hatte sie keine Erinnerung mehr daran, und unbekümmert um das Schicksal ihres Kindes, das sie wie seinen Vater gestorben wählte, durchschritt sie die Straßen. Wie im Traum wandelte sie vorwärts, nicht einmal der Anbruch der Nacht unterbrach sie in ihrem planlosen Wandern. Endlich wachte sie der Hunger, irgendwo einzutreten. Sie besah fünf Dollars, welche sie der Güte des Befürworters im Belleuehospial verdante, aber sie schaute sich trotzdem, in eines der zahlreich auf dem Wege liegenden Restaurants hineinzuwachen und eine Maßzeit einzunehmen. Die vielen bärtigen Gestalten, welche sie hinter den hohen Schreibern abwarbte, das lebhaft Treiben in den überfüllten Vorkäfen schredten sie. Sie zog es vor, an das Fenster des Souterrains eines freundlichen Wohnhauses anzupochen, sie suchte, daß sich hinter den ziellosen Gittern die Küche befand, und sie bat das herauskchauende Dienstmädchen, um eine Tasse Kaffee und ein Glas Brod. Das Mädchen lud sie zum Eintreten ein und setzte ihr in der elegant eingerichteten Küche eine Abendmahlzeit vor.

Während Beate noch auf, kam die Dame des Hauses herein. Sie war in Trauer und auf ihrem nicht mehr jungen, doch hübschen und gültigen Gesicht lagen die Spuren tiefen Schmerzes. Theilnehmend erkundete sie sich in englischer Sprache, welche sie mit fremdartigem Accent sprach, nach Beate's Schicksal, und als diese ihr erzählte, daß sie Mann und Kind verlohren habe und ohne Schutz und Obdach durch die Weltstöße irre, brach die Dame in Thränen aus. Auch sie hatte vor einiglen Tagen ihren Liebling, einen Knaben, in die Erde gesenkt, nachdem ihr Gatte ein halbes Jahr früher in Florida, dessen mildes Klima sein Brustleiden hatte aufhalten sollen, gestorben war.

Die Dame, eine vornehme Italienerin — ihr Gatte hatte, bis seine Krankheit die Derrhand gewannen, die Filiale einer römischen Bank in New York geleitet — gewährte Beate's großmüthig Gattfreundschaft: die Gesellschaft der Lebenden! — ihr mildes Naturell lagte ihr ungemein zu. Zwischen den beiden einiglen Frauen entstand ein Freundschaftsbund, so daß Beate, als Frau Paolini nach Rom zurückkehrte, sie nicht verließ, sondern nach dem sonnenigen Italien geleitete. Hier widmeten sich die beiden Frauen Werken der Nächstenliebe und der Wohlthätigkeit und blieben zusammen, bis Frau Paolini nach etwa fünf Jahren sich zu einer zweiten Ehe entschloß. Sie heirathete einen höheren Offizier, welcher kurz nach seiner Vermählung nach der erythraischen Colonie versetzt wurde. Seine Gattin begleitete ihn und starb zwei Jahre später in Africa am Malariafieber. Beate aber hatte sich bald nach der Trennung von ihrer Freundin, von dieser großmüthig mit ausreichenden Erbschaftsmitteln versehen, nach Neapel begeben, wo die um Ausbruch gelangte Blatternepidemie ihr Gelegenheits zur Bethätigung ihres Opfermuthes und ihrer Umsicht in der Krankenpflege gab.

Und hier war es, wo sie Eberhard kennen lernte, hier war es, wo an seiner Seite ihr ein Liebesfrühtling erblühte.

Beate's Erinnerungen stockten. — An diesem Wendepunkte ihres Lebens, von dem aus sie an der Hand des besten, edelsten Mannes in ein reines, ungetrübbtes Glück hineingeschritten, begann ja auch ihr Schicksal; hier wurde der Fessleritt, der sich jetzt furchtbar an ihr rächen sollte!

Stöhnend verbara die unglückliche Frau ihr Haupt in den Rücken des Lagers. Sie hatte gesündigt, als sie noch einmal die Hand nach dem Glück ausstreckte — ein Verbrechen war es gewesen, als sie zum ersten Mal ihr

Haupt an Eberhard's Brust geborgen, ein durch die Gefühle aller Länder mit schwerer Strafe bebrohtes Vergehen, als sie dem geliebten Manne die Hand zum ewigen Bunde reichte.

Und nun war über Nacht die Entscheidung gekommen, und die Sühnephöhe mit tödlicher Hand an die Thür und forderte Einlaß!

Gewiß, sie hatte nicht wissenschaftlich das Angeheuer verschuldet, sie war übergezeit gewesen, ihr erster Gatte sei tobt, wie das Kind, das sie ihm geboren — aber wer außer Eberhard selbst vielleicht würde ihr glauben? Der Richter gewiß nicht. Die Menschen? Sie hatten sie genugsam um ihr Glück beneidet, wie gete würden sie jetzt den Stein aufheben, um ihn nach ihr zu schleudern. O, welche Schmach, welches Unheil, welcher Zusammenbruch!

Doch Gott sei Dank — so weit brauchte es nicht zu kommen, es gab ja ein Mittel, das Schlimmste abzuwenden.

Das Geld konnte den rollenden Felsen des Verderbens aufhalten. Aber die Summe war eine ungeheure. Zehntausend Mark wenigstens — war es nicht so? zehntausend Mark mühten morgen in baarem Gelde gezahlt werden! Ja, so hatte der erbarmungslos Unbekannte, der sie beuchelisch noch unangeseht seiner Freundschaft verscherte, es gefordert.

Und morgen schon, eine wie kurze Spanne Zeit blieb ihr da nur! Morgen? — Sie entzündete ein Streichholz und warf einen flüchtigen Blick auf die kleine Uhr: auf ihrem Nachmittags — fünf Uhr! Nicht morgen also, heute mußte es abhandelt werden!

Es litt sie nicht mehr auf ihrem Lager. Sie erhob sich geräuschlos, kleidete sich nöthigbähig imflinstern an und warf einen Morgenrod über. Dann lastete sie vorichtig zur Thür, welche sie behutiam hinter sich schloß.

Sie lautete. Alles blieb ruhig im Schlafzimer. Eberhard war nicht erwacht. Durch das Speisezimmer flüchtete sie in ihr Voudoir. Sie öffnete, denn sie suchte dem Dunkel zu entkommen und suchte das Licht, welches beruhigt und die Unmöglichkeit des wachen Traumes in die Flucht schloß. Mit einem Seufzer der Erleichterung sank sie unglücklich Frau, nachdem sie mehrere Flammen der Gasstrone entzündet, in einen Sessel nieder. Ihre müden Glieder irrten über die Geankstände des kleinen, lauschigen Gemaches, über Möbel, Vorkänge, Stickerien, Rippen und die hunderte mehr oder weniger festbaren und ihr so lieben Kleinigkeiten hinweg, mit denen ihr Heim geschnüht war.

Wie alles ihr am Herzen lag, wie alles ihr so theuer war!

Selbstam, ihr war plötzlich zu Muth, als müsse sie bald von diesem traurigen Raum Abschied nehmen, als würde dann alles verlassen, verödet stehen.

Konnte es wirklich so weit kommen? Konnte der furchtbare Mensch recht behalten mit seiner düsteren Prophezeiung von Prozeß, Verurtheilung, Kerkerstrafe?

Beate schloß die Augen. Ein kalter Schauer überflog ihren Leib. Dann raffte sie sich auf und begann zu überlegen, zu rechnen, zu grübeln, wie die Summe von zehntausend Mark zusammenzubringen sei.

Sie konnte ihren Schmud verkaufen. Welch hübsches Geschäft und wie gefählich dazu! Wenn man sie auf diesem Wege trafe! Und dann, sie war niemals eine Freundin von Brillanten oder goldenem Schmucke gewesen, hatte ihrem Gatten geweiht, wenn er mit Aosterbarten befestigen wollte — alles, was sie besah, und was sie, ohne daß es zu sehr auffiel, hingeben konnte, würde ihr tausend, im höchsten Falle zwöthundert Mark eintragen. Sie mußte ja darauf vorbereitet sein, daß man ihr nur etwa den achtenTheil des wirklichen Wertes zahlte.

Und der Rest? War es möglich, ihn bei Freunden unter irgend einem Vorwand zu leihen? Welch ein Dornenweg mußte sie da wandeln, wie zahllosen Demüthigungen sich aussetzen! Und wie leicht konnte durch eine einzige Indistretion, durch einen Zufall alles veralten werden.

Doch es mußte ja sein, und obwohl Beate sich nicht der Hoffnung hingab, daß ihr die Herbeisaffung einer so bedeutenden Summe auf diesem Wege gelingen werde, nahm sie doch vor ihrem lieblichen Schreibtisch Platz, um eine Liste der Personen zu entwerfen, bei denen sie im Laufe des Tages in der so peinlichen Angelegenheit vordringen wollte.

Sie notirte einige Namen, strich die meisten wieder aus, schrieb andere hin und warf schließlich weinend den Bleistift auf das Papier nieder.

Ach, es war so schwer, unter der großen Zahl derer, die sich ihre Freunde nannten, auch nur wenige herauszufindern, von denen sie ein Opfer erwarten durfte. In Gedanken versunken brühte sie zufällig auf einen Knopf, die Spiegelscheibe verschob sich, und das Geheimfach lag geöffnet vor ihr.

Bantnoten und Goldstücke in großer Zahl lagen vor ihr, fast der ganze Boden des Faches war von ihnen bedekt, und Gold wie Papiergeld häuften sich zu stutischen Haufen.

Mit einem leichten Auffcheit fuhr Beate zurück. Ein verabscheuungswürdiger Gedanke ergriß für einen Augenblick von ihrer Seele Besitz, doch ebenso schnell hatte sie ihn von sich abgeschüttelt.

„Diese Summe, welche hier vor mir liegt, wenn Du Dich bemächtigen könntest, denn Du nur die Finger danach ausstrecktest — sie würde Dich retten, aller Sorgen, aller Demüthigungen, aller Gefahren überheben“ — das war

der Inhalt dieses nichtswürdigen Geheimschloßes, um durch den Anblick des Geldes gar nicht mehr zu thörichtem Erwaqung veranlaßt zu werden, doch fiel es ihr ein, daß sie eigentlich das für die Eintrittskarten zum Maskenball im Interesse des Vereins oer-einnahmte Geld zählen müsse; jetzt war sie gerade ungeheuer, sie machte sich an die Arbeit.

Es waren über vierzehntausend Mark, welche in dem geheimen Gewachsfach lagen. Vierzehntausend Mark! Und sie brauchte nur zehntausend, um sich zu retten. Langsam, mit leise bebender Hand schloß sie das Fach. Der Spiegel schob sich wieder vor die Spiegeltafel, und sein geschlossenes Glas zeigte Beate's blaßes Gesicht.

Sie wendete sich ab, Wertwirdig, sie glaubte in ihrem Ansehen einen fremden, niemals vorher wahrgenommenen Zug bemerkt zu haben! Dann begann sie das Zimmer zu durchwandern; ihre Lippen bewegten sich, sie sprach mit sich selbst.

Es war ein lauges, seltsames Selbstgespräch. Antwort und Frage wechselten in rascher Folge, und der Einwand wurde von der Beschwichtiguna überholt.

„Nicht eine Sünde, die ich begehen will! Gewiß, das Geld ist ja nicht mein Eigenthum. Aber ich nehme es nicht, ich leihe es nur! Leihe es, um es zurückzuzahlen, noch ehe es von mir gefordert wird. — Wird mir das aber auch möglich sein? Kein Zweifel, ist mir nur Zeit gegeben, so wird es mir verhältnismäßig leicht gelingen. Im Grunde, was thue ich denn Arges? Sind die Damen des Vereins mir nicht eng befreundet? Und dieses Geld, mit welchem ich den Stein des Anstoßes aus meinem Leben fortzuschaffen will, es gehört doch in der That den Damen des Vereins, nicht in — Nein, nein, es kann, es darf nicht sein — man vertraute mir das Geld an, und es ist ein Bruch des Vertrauens, es ist —“

Beate vollendete nicht, aber sie schlug die Hände vor das Gesicht und rief schluchzend aus: „Ach, ich werde wahnsinnig, ich fühle es — wahnsinnig bei dem Gedanken, die Rettung so nahe zu haben und doch verloren zu sein!“

Sie sank in eine Ecke des Sofas nieder und vercharste hier dumpf brütend und das Gehirn nach einem Auswege bis zur Er schöpfung zermarternd fast eine Stunde lang. Dann schlief sie, von der Müdigkeit überwältigt ein.

Als sie erwachte, war es heller Morgen. Eberhard stand vor ihr, liebste ihr Haupt mit seiner Hand und schalt sie sanft aus, daß sie das Lager vorzeitig verlassen.

Es war gegen vier Uhr Abends. Auf dem Alexanderplatz, dem Mittelpunct des „alten“ Berlins, herrschte um diese Zeit stets jener geschäftige Verkehr, welcher den bedorrenden Geschäftsklump anzuindianen pflegt. Am heutigen aber, dem Heiligabend, fluthete eine unübersehbare Menschenmenge über den Platz und durch seine Nachbarstraßen. Auf jedem Gesicht lag die stille Erwartung des Kommenden, jeder Schritt war beschleunigt, jedes Gespräch den bevorstehenden Feiertagsfreuden gewidmet. Mit großen Baretten beladen, doch immer noch die reich ausgefalteten Schaufenster für neue Einkäufe mustern, eilten die Glücklicheren dahin, die Stiefelnder des Glüdes aber, denen es nicht vergönnt ist, sich selbst und anderen an diesem Abend Freude zu schaffen, belagerten wenigstens die Schaufenster von außen und laßen sich in Gedanken an den Herlichleiten. Doch das fand nur wenig; selbst der Arme, welcher darben und noch so anständig mit seinen Grofchen haushalten muß, er opfert heute sein Scherlein der Freude; er trägt sein Tannenbaumchen nach Hause, schmückt es, so gut er es oermag, legt die beschiedenen Gaben darunter, entzündet die Kerzen und freut sich des herzerhebenden Festes.

Auf dem Alexanderplatz selbst ergiebt sich eine Kleinthat aus Holzgaben; hier ist das Gebräue am stärksten; Händler und Hausrer, Käufer und Verkäufer, Erwaqung und Kinder — ein buntes Durcheinander, aus dem sich ein wahrer Höllenlärm erhebt, in der Hauptsache durch jene kleinen Marter-instrumente ruhgequellter Ohren hervorgerufen, die als billiges Spielzeug auf dem Berliner Weihnachtsmarkt nicht fehlen dürfen. Dazu ein alles durchziehender Duft von Tannenrün, Pfefferkuchen, frischem Gebäud und Marzipan und ein prächtiger, starrer Frost, der die Gesichter röthet und die Lebensgeister erfrischt — das ist Weihnachtsstimmung, das ist Festesfreude!

Doch von dieser beseligenden, erhebenden Festesfreude war im Gesicht jener Dame nichts zu lesen, welche langsam an den Mauern der Häuser der Alexanderstraße entlang schlich und von Zeit zu Zeit mit verstörten Blicken sich umschaute, als ob sie sich verirren wollte, daß man ihr nicht folge, sie nicht beobachte. Ihr Gesicht zeigte aufallende Blässe und tranthafte Müdigkeit, doch in den Augen hinter dem dichten Schleiher glühte es in fiebernder Erregung. Der Anzug der Dame war einfach und elegant; ein bis auf die Hüfte fast herabfallender Pelz umhüllte ihre Gestalt, doch schien auch diese warme Hülle sie kaum vor dem Frost zu schützen, denn die Dame zitterte und zog den Pelz mit bebenden Händen fester um sich, als sie vor einem Hause, in dem sich eine kleine Conditorei befand, stehen blieb.

Sie schien unentschlossen zu sein, ob sie eintreten solle oder nicht, denn sie zögerte einige Minuten; endlich überwand sie sich und öffnete die Thür, um

hinter der zum Schuß gegen die Kälte vorgehängten Friesportiere zu verschwinden.

Angenehme Wärme und der Geruch von frischem Kaffee und Badwaaren empfing sie in dem nach der bekannten Echablone alter Berliner Conditoreien eingerichteten Laden. An einigen Marmorischen saßen eifrige Setzungsierer, ein alter und ein jüngerer Herr ipelten Schach, und auf dem kleinen Sofa am Fenster tigerten ein paar Badfische und gaben sich dem Genuß von Windbeutel mit Schlagahne hin.

Unentschlossen schaute sich die Dame um, aber der Conditior hinter dem Ladenthür öffnete ihr zu sehen? — fragte er, als wäre er Beate vorher noch niemals begegnet. „Ein Freund hat mich, eine Zahlung von Ihnen entgegenzunehmen — ich weiß nicht, um was es sich im übrigen handelt.“

„Schon gut,“ stieß Beate matt hervor; „nehmen Sie das Geld — machen wir unser Geschäft ab.“ Sie sank auf einen Stuhl nieder. In diesem Augenblick kam der Conditior und brachte den dampfenden Kaffee, um sich dann gleich darauf wieder zurückzuziehen.

„Hier, mein Herr — zählen Sie — es müßen zehntausend Mark sein.“ Schaller empfing ein Paket Bantnoten und einige Goldrollen. Auch er schien es eilig zu haben, das Zusammenfein mit Beate zu beenden; er zahlte nur flüchtig und ließ das Geld, haftig in die weiten Taschen seines Mantels gleiten.

„Verzeihen Sie eine Frage, gnädige Frau. Man hat mir sie aufgetragen, haben Sie bei der Beforgung des Geldes auch die nötige Voricht waltend lassen, damit — aber um Gottes willen, so nehmen Sie sich doch zusammen — sind Sie unwohl?“

Beate schüttelte schwach das Haupt. Sie war auf die Lehne des Stuhles zurückgefunken, ihre Augen waren geschlossen, sie athmete schwer.

„Es ist nichts,“ hauchte sie nach einiglen Minuten, „fahren wir fort. Und wegen des Geldes — es ist alles — in Ordnung.“

„Um so besser, dann, bitte, unterzeichnen Sie diese Wechsel, jeden zu fünfthausend Mark, der eine in drei, der andere in vier Monaten von heute ab fällig.“

Dahne die Handfläche abzulegen, schrieb Beate ihren Namen auf die ihr angelegenen Stellen der Papiere, dann warf sie die Feder von sich, als trüge selbst diese eine Mitschuld, und erhob sich. „Das Bild und die Lode“, flüsterte sie gebieterisch.

„Ich habe nur den Auftrag, Ihnen dieses Couvert mit der Note einzuhändigen — das Bild wird Ihnen verabschiedet nach Einfözung des zweiten Wechsels.“

Beate nahm das Couvert entgegen und verbara es in ihrem Ruff. Dann wandte sie sich, ohne auch nur noch ein fernerer Wort an Schaller zu verlesen, ab und verließ das Zimmer.

„Noch sehr stolz und trotzig,“ dachte der Hofrath; „nur Geduld, dein Haupt wird schon noch tiefer herabkommen — nur Geduld!“

Zwanzig Minuten später fuhr Beate in einer Droschke vor ihrem Hause vor. Sie schleppte sich die Treppen hinauf und trat angeteilt, wie sie von ihrem Ausgange zurückkehrte, in ihr Voudoir. Als sie vor dem Spiegel den Schleiher zurückgeschlug, schrak sie zurück; ein gelbes, eingefalenes, vergrämtes Gesicht schaute ihr entgegen.

Mir liegt eine schwere Krankheit in den Gliedern,“ stöhnte sie auf. „Doch ich darf nicht trant werden — ich darf nicht!“

Man poche leise an die Thür. Der Diener Franz trat ein.

„Was wünschen Sie?“ fragte Beate bestigt und unfreudlich. Dieser Mensch schien immer so leise heran und kam immer unerwünscht.

„Der Herr Geheimrath haben mich beauftragt, der Frau Geheimrathin mitzutheilen, daß die Consultation jetzt heute um eine Stunde abgezögert wird. Der Herr Geheimrath werden sich gegen sieben Uhr zur Weihnachtsfeier einfinden.“

„Es ist gut. — Was wünschen Sie noch?“

Dieser Brief ist soeben für die Frau Geheimrathin abgegeben worden.“

„Gut, geben Sie her!“ Bartels verließ lautlos das Zimmer.

Beate riß den Umschlag ab und entfaltete das Schreiben.

„Von Hedwig,“ rang es sich in höchster Bestürzung von ihren Lippen, „von der Cassirerin des Vereins!“ — „Unmöglich! tigger Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

In der „Hessischen Post“ vom 30. Nov. wird über eine Sitzung des Schwurgerichts zu Cassel berichtet und dabei von der Angeklagten gesagt: Die Angeklagte befindet sich auf freiem Fuße und betritt die Anklagebank mit einem wenige Monate alten Kinde auf dem Arme. Die Angeklagte wurde freigesprochen. Eine kleine Ordnungsfraße hätte sie wohl verdient, weil sie auf die Anklagebank stieg, statt sich darauf zu setzen. Vielleicht hatte sie auch in ihrer Einfach gedacht, es gehörte